

Der ökonomische und gesellschaftliche »Mehrwert« des Dorfes. Ergebnisse einer Studie über »Ansätze nachhaltigen regionalen Wirtschaftens in der Warburger Börde«

Beitrag zum 16. Essener Dorfsymposium vom 4. bis 6. Mai 2008 in Bleiwäsche, Kreis Paderborn (veranstaltet vom Arbeitskreis Dorfentwicklung (»Bleiwäscher Kreis«))

Andrea Baier

Ich bin eingeladen, in meinem Vortrag über den ökonomischen und gesellschaftlichen »Mehrwert« des Dorfes zu berichten; ich will das im Wesentlichen vor dem Hintergrund einer Studie ausführen, die ich zusammen mit Veronika Bennholdt-Thomsen und Brigitte Holzer von 1999 bis 2002 in Borgentreich und den umliegenden Dörfern durchgeführt habe. Das Forschungsprojekt hieß »*Ansätze regionalen Wirtschaftens in der Warburger Börde*« und wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im Rahmen eines Forschungsschwerpunkts zum »nachhaltigen Wirtschaften« gefördert (vgl. Baier/ Bennholdt-Thomsen/ Holzer 2005: 206).

Zum *Mehrwert* des Dorfes gehört, um in der Terminologie zu bleiben, zuallererst die Verfügung über Produktionsmittel. Es gibt Land, es gibt Gärten, es gibt Werkstätten, es gibt Rohstoffe, zum Beispiel Holz. Es steht erheblich mehr Platz zur Verfügung, was Wohnraum und Wohnumfeld betrifft. Der Selbstgestaltungsraum ist größer: Das Vorhandensein von Land, Maschinen, Geräten (und Know how) bietet einen anderen Handlungsspielraum als in der Stadt. »Auf dem Land kann man mehr machen«, heißt es. »Hier ist man nicht auf den Konsumentenstatus reduziert«, so hörten wir von manchen »Zugezogenen«. Insbesondere im Bereich Wasser- und Energieversorgung arbeiten einzelne DorfbewohnerInnen oder auch ganze Gemeinden daran, sich von der Fremdversorgung unabhängiger zu machen.

Zum Mehrwert gehören eben auch der Selbstgestaltungswille und ein Faible für das Eigene: für das eigene Land, die eigene Wurst, die eigene Schützenhalle, das eigene Schwimmbad. Dieser Eigensinn hat bis heute verhindert, dass die dörfliche Lebensweise endgültig verschwunden ist, allen »Dorferneuerungsstrategien« zum Trotz.

Insofern gehören zum »Mehrwert« Normen und Traditionen, die Vielfalt (z. B. in der handwerklichen Produktion), das Bürgerengagement, das auf dem Dorf deutlich höher ist als in der Stadt, die regionalen Wirtschaftskreisläufe/-beziehungen, die Nachbarschaft, die soziale Verbindlichkeit. Und auch die Landschaft gehört dazu, die hohe Wohnqualität, die das Dorf auch für ZuwandererInnen attraktiv macht, die wichtige ImpulsgeberInnen sein können für die ländliche Entwicklung. Es sind oft Leute, die das Dorf zu schätzen wissen, seine Qualitäten aber nicht für selbstverständlich halten (vgl. auch Baier/Müller/Werner 2007: 230ff).

Der gesellschaftliche Mehrwert eines Dorfes besteht nicht zuletzt im vor Ort gemeinschaftlich produzierten »sozialen Kapital«. Robert D. Putnam definiert Sozialkapital als das Vorhandensein von Vertrauen, Netzwerken und Prinzipien der Gegenseitigkeit (aktive Zivilgesellschaft).

Je höher das Ausmaß an sozialem Kapital, desto besser funktionieren lokale Wirtschaft, Regierung und Verwaltung und desto erfolgreicher können Probleme gelöst werden. Ein hohes Maß an Sozialkapital, so Putnam, dient dem reibungslosen Funktionieren des Gemeinwesens.¹ Dass vertrauensvolle Beziehungen der wirtschaftlichen Entwicklung, der öffentlichen Gesundheit, der Bildung, der Sicherheit nutzen, lässt sich insbesondere auf der Ebene von Dörfern – wegen ihrer Überschaubarkeit – ganz gut beobachten.²

Im Dorf existiert ein teilweise über Generationen gewachsenes, weit verzweigtes soziales Netz. Es gibt kurze Wege, im unmittelbaren und im übertragenen Sinne. Die dörflichen Zusammenhänge sind überschaubar, soziale Begegnungsmöglichkeiten reichlich vorhanden. Die politischen Strukturen scheinen hier eher beeinflussbar. In Dörfern ist die Schwelle zum Engagement gering, oft wird das Engagement über Generationen vererbt.

Allerdings wurde durch die Gebietsreform bis 1975 ein erheblicher Teil dieses – demokratischen – Mehrwerts vernichtet. Eine Viertelmillion Gemeindeparlamentssitze wurden abgebaut, 16.000 ländliche Gemeinden aufgelöst (vgl. Henkel 2004: 369)¹. Eine staatliche Steuerpolitik, die die finanzielle Unabhängigkeit der Gemeinde systematisch einengt, tut ein Übriges zu ländlicher Politikverdrossenheit dazu.

Produziert wird soziales Kapital insbesondere in den zahlreichen Vereinen. Vereine bieten Möglichkeiten der dörflichen Identifikation, sind Gelegenheit, das örtliche Selbstbewusstsein zu fördern. Sie bilden einen Gegenpol zum kommunalpolitischen und wirtschaftlichen Autonomie- und Autarkieverlust des Dorfes. Insofern ist es nicht weiter verwunderlich, dass oft gerade in den Dörfern, wo es keine Bauern und kaum noch Infrastruktur gibt, das Vereinswesen blüht. Es ist quasi die letzte Bastion des dörflichen Selbstverständnisses.

In ländlichen Gebieten kommt leicht auf je hundert EinwohnerInnen ein Verein. Mehrfachmitgliedschaften sind die Regel. Auch für Jugendliche sind Vereine attraktiv, sie bieten ihnen die Möglichkeit, in die dörfliche Gemeinschaft hineinzuwachsen, manche Vereinsmitgliedschaften markieren den Eintritt ins Erwachsenenleben. Vereine bieten neben der Freizeitbeschäftigung einen sozialen Bezugsrahmen, der oft über Jahrzehnte und Entfernungen Bestand hat.

Lokale Wirtschaft

Soziales Kapital entsteht aber vor allem auch durch das informelle Wirtschaften, das die Menschen zusammenbringt und aufeinander verweist. Soziale Nähe zwischen Menschen vermittelt sich über konkrete Dinge. Sie kann nicht nur ideell, durch schöne Worte und abstrakt hergestellt werden. Ohne lokales Wirtschaften keine Dorfgemeinschaft und ohne Dorfgemeinschaft keine lokale Ökonomie, so lässt sich der Zusammenhang zwischen Gemüsegarten, Kleintierhaltung und Tauschwirtschaft einerseits und dem Vereinswesen bzw. einer lebendigen Dorfgemeinschaft andererseits zusammenfassen. Gegenseitigkeit, Gemeinschaftlichkeit und Ortsorientiertheit bedürfen einer stofflichen, materiellen Grundlage.

Der informelle Wirtschaftskreislauf in den Dörfern sichert vielleicht weniger die *wirtschaftliche* Existenz, aber sozial ist er von enormer Bedeutung. Oder anders formuliert: Dass es die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Leuten noch gibt und geben kann, festigt die so-

¹ Allerdings können Netzwerke, hochverbindlich ihren Mitgliedern gegenüber, in Bezug auf Außenstehende ausschließenden Charakter haben. Wenn z. B. Zugezogene ausgeschlossen werden.

² Umgekehrt bedroht die Erodierung des Sozialkapitals durch Vereinzelung und Vereinsamung den gesellschaftlichen Wohlstand. Putnams Thesen und Voraussetzungen sind nicht unumstritten, vgl. dazu Helmbrecht 2005; zur Abgrenzung von Putnam und Bourdieu vgl. Sebastian Braun (2002).

zialen Beziehungen untereinander, gibt den sozialen Beziehungen sozusagen einen – materiellen – Grund. Würde es das Wirtschaften miteinander nicht mehr geben, würden auch die sozialen Beziehungen beliebiger, kurzlebiger. Wie das eine Frau aus dem Schützenverein formulierte: »Ich habe Hühner und bin froh, wenn ich von Bekannten dann auch mal drei Bund Stroh bekomme. ... Wer kein Viech hat oder kein Brot backt, der braucht auch keine Beziehungen«.

Auf dem Dorf haben diese »Dinge der Nähe« oft unmittelbar mit Versorgung und Versorgtwerden zu tun, mit Essen und Trinken zum Beispiel. Anders ausgedrückt, die Dinge, die Nähe vermitteln, sind an das gebunden, was unmittelbar nützlich und wertvoll ist. Sie sind an die Subsistenz gebunden.

Letztlich ist es eben vor allem die größere Nähe zur Subsistenz, die den gesellschaftlichen und ökonomischen Mehrwert des Dorfs ausmacht. Denn es ist nicht allein die Verfügung über Geld, die Wohlstand und Lebensqualität sichert. Solange die Marktwirtschaft noch »sozial« war, in den prosperierenden Zeiten nach dem Zweiten Weltkrieg, sah es zwar mitunter so aus. Es schien so, als würden alle BürgerInnen immer über genug Geld verfügen, um die zum Leben nötigen Dinge kaufen zu können. Seit der Neoliberalismus auf dem Durchmarsch ist, wird wieder deutlicher, wie es sich in einer Gesellschaft lebt, in der Wirtschaften die Verwertung von Kapital meint und nicht die Versorgung von Menschen. Wenn mit der Lohnarbeit auch die Möglichkeit schwindet, sich über den Markt zu versorgen, ist es durchaus von Vorteil, noch über Potential zur Selbstversorgung zu verfügen. Bei steigenden Lebensmittelpreisen könnte die Selbstversorgung aus dem Schrebergarten womöglich wieder zunehmen. Insbesondere im Osten Deutschlands werde, so die Einschätzung der Agrarsoziologin Elisabeth Meyer-Renschhausens, »eine nachhaltige, arbeitsintensive Haus-, Eigen-, Gartenarbeit und ökologische Landwirtschaft« nicht nur aus ökologischen, sondern auch aus ökonomisch-sozialen Gründen gebraucht. Wenn Lohn und Rente infolge des Zusammenbruchs und des Verschwindens der überkommenen sozialen Sicherungssysteme zu niedrig werden, »kann ... eine Art ›Subsidiarisierung‹ der Lohnarbeit oder der Rentenbezüge durch Subsistenzproduktion das Leben erleichtern« (Meyer-Renschhausen 1998: 73f.).

Aber noch vor jedem dramatischen Verfall des Lebensstandards führt der Verlust an Subsistenz schon zum typischen Mangel an Lebensqualität in der Moderne: Noch mitten im Warenreichtum leiden die Menschen oft bereits unter Sinnverlust, entfremdeter Arbeit und der Monetarisierung des Sozialen oder dass Konkurrenz und Egoismus Solidarität und Fürsorge verdrängen.

Auf dem Land ist die Situation der Subsistenz vergleichsweise gut. Sie hat hier noch mehr – heimliche – Fürsprecher, insbesondere Fürsprecherinnen, und es gibt immer noch die theoretische wie praktische Möglichkeit, sich selber – in Kooperation mit anderen – zu versorgen, mit allen sozialen Folgen, die das hat. Es gibt hier die Zusammenhänge, in denen die Subsistenzproduktion – aller gesellschaftlichen Missachtung zum Trotz und entgegen dem herrschenden Zeitgeist – wertgeschätzt wird. Es gibt die Möglichkeit, Selbstversorgung auf einem ganz anderen Niveau zu betreiben als in der Stadt. Während in der Stadt auch Subsistenzproduktion nur noch über Geld vermittelt möglich ist, kann man auf dem Land, so man will und über die Zeit und das Wissen verfügt, sich selbst mit Gemüse, Eiern, Fleisch und Obst versorgen. Und diese Möglichkeit wird auch breit genutzt. In unserer Bäuerinnenbefragung bewirtschafteten z. B. fast alle Frauen einen Gemüsegarten, auf vielen Höfen werden die Kartoffeln für den eigenen Bedarf und den von Verwandten, Nachbarn und Freunden auf einem abgezielten Ackerstück angebaut, und die Ernte wird oft als Happening inszeniert. Und nahezu alle eingesessenen BorgentreicherInnen haben ein Stück Acker irgendwo am Rande des Dorfes.

Auffällig fanden wir insbesondere, wie oft Jugendliche in der Kleintierhaltung aktiv sind und die Möglichkeiten nutzen, die das Land ihnen bietet: Dass sie den Platz und die Gebäude zur Verfügung haben, dass sie sich Futter organisieren können, dass ihnen das Know how in Gestalt der Erwachsenen zur Seite steht. Das kleine, informelle Wirtschaften vor Ort prägt so auch die Beziehungen zwischen den Generationen. Bei der Kleintierhaltung meist die zwischen den Jungen und den Vätern, oder auch den Großmüttern, die sich mit der Schlachtung von Kleinvieh noch auskennen. Die Jugendlichen erwirtschaften sich auf diese Weise ihr Taschengeld und eignen sich ganz nebenbei wichtige Kompetenzen an. Kinder, die auf oder in Kontakt mit einem Bauernhof aufgewachsen sind, haben Stadtkindern oft etwas voraus. Das sagen jedenfalls die mittelständischen Handwerksbetriebe, die Lehrstellen zu vergeben haben.

Subsistenzorientierung und Lokale Ökonomie

Die Subsistenzorientierung nutzt der lokalen Ökonomie – so haben wir im Forschungsprojekt »Warburger Börde« argumentiert: Dass die Leute hartnäckig am »Eigenen« festhalten, dass sie weiterhin schlachten und wursten, ein paar Hühner halten für den Hausgebrauch und den Bedarf der Nachbarn, ihre Geselligkeit pflegen und die tradierten Bräuche, einschließlich der materiellen Seiten dieser Geselligkeit – den Geschenkausch, die Bewirtung, das Die-eine-Hand-wäscht-die-andere-Prinzip. Diese kleine informelle Ökonomie – informell deshalb, weil sie nicht wirklich in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung auftaucht –, nutzt auch der formellen lokalen Ökonomie, also den Handwerksbetrieben, den Bauernhöfen, den kleinen Händlern und Händlerinnen. All diese vornehmlich lokal agierenden wirtschaftlichen Akteure orientieren sich nicht nur am kapitalistischen Markt, sondern auch an der Versorgung einzelner Haushalte und des lokalen Gemeinwesens.³ Diese Wirtschaftsbeziehungen werden nicht vom abstrakten Markt gelenkt, sondern folgen dem Bedarfsprinzip und der sozialen Nähe der Beteiligten: »Dann ist das Schwein auch schon mal billiger«, heißt es. – Selbstredend gibt es in Borgentreich auch formell agierende Akteure, die sich in erster Linie am Markt und an nichts anderem orientieren. Aber sogar die profitieren von der vorhandenen Subsistenzorientierung und -produktion.

Subsistenzorientiertes Marktwirtschaften

Die »informelle Ökonomie«, die nicht unbezahlt funktioniert, in der es aber um den Lebensunterhalt und nicht um die Kapitalverwertung geht, liegt gewissermaßen »zwischen« den beiden Polen Subsistenz- und kapitalistische Warenproduktion.

Subsistenzproduktion meint zunächst die unmittelbar fürs (Über-)Leben wichtigen Tätigkeiten. Aber ein Geldeinkommen zu erwirtschaften in der Absicht, den Lebensunterhalt zu sichern, das kann auch subsistenzorientiert sein. In unserem Forschungsprojekt in der Warburger Börde haben wir zwischen zwei landwirtschaftlichen Betrieben unterschieden: Beide mästen Schweine, beide verkaufen ihre Tiere an Westfleisch (also an einen Konzern). Aber die einen in der Absicht, den Hof als Basis für eine ausgeprägte Familienökonomie zu erhalten und ein Familieneinkommen zu erwirtschaften, die anderen in der Absicht, zu wachsen und Geld zu akkumulieren. Eine subsistenzorientierte Hofwirtschaft haben wir der einen Familie bescheinigt und der anderen eine Orientierung an der modernen Marktökonomie.

Lebensqualität

Der ökonomische und gesellschaftliche »Mehrwert« des Dorfes verdichtet sich letztlich zu einem Plus an Lebensqualität. Das informelle Wirtschaften (Garten, Nachbarschaftshilfe, Gemeinschaftsarbeiten, Geschenkausch, Tauschwirtschaft), die Kleintierhaltung, die Hauschlachtung, die Hauswirtschaft ermöglichen ein »gutes Leben«, auch mit weniger Geld. Mit

³ Insgesamt gilt: Formelle und informelle Ökonomie sind so leicht nicht auseinander zu dividieren und eine scharfe Trennung wird den realen Verhältnissen vor Ort nicht gerecht. Formelle Ökonomie, das ist nicht nur Lohnarbeit und Kapital, die ganzen kleinen Selbständigen, die Bauern etc. gehören dazu.

vergleichbarem Einkommen geht es Menschen auf dem Dorf oft besser, weil neben den Lohneinkommen noch anderes zum Lebensunterhalt beiträgt. Auch Status bzw. gesellschaftliches Ansehen erwirbt man auf dem Dorf nicht nur über Konsummöglichkeiten und Lohnarbeitsplatzbesitz, Status ergibt sich ebenfalls über (Vereins-)Engagement, Familienzugehörigkeit und persönliche und/ oder handwerkliche Fähigkeiten.

Es geht bei dem Plädoyer für die »kleine Wirtschaft« insofern nicht allein um den Nutzen für die lokale formelle Ökonomie. Die informelle Ökonomie ist ein Wert schon an und für sich, und Subsistenzorientierung fördert generell und unmittelbar die Lebensqualität: Es handelt sich um das qualitätsmäßig bessere Essen (ungespritztes Gemüse aus dem Garten, Eier von freilaufenden Hühnern etc.), das im Hinblick auf die Subsistenz, sprich mit Blick auf die Versorgung vor Ort produziert wird (und nicht im Hinblick auf einen Geldgewinn), es handelt sich, wie erwähnt, um die stabileren (nämlich u.a. materiell begründeten) Sozialbeziehungen: Die Subsistenzorientierung gilt es zu stützen, wenn man den Reichtum und die Lebensqualität am Ort erhalten will, bzw. sie ist es, die die Lebensqualität am Ort ausmacht.⁴

Subsistenzorientierung und Subsistenzproduktion sind allerdings kein Allheilmittel bei Arbeitsplatzvernichtung und staatlichem Sozialabbau. Aus dem Garten alleine kann man heute nicht mehr leben, die Menschen brauchen Einkommensmöglichkeiten, möglichst vor Ort. Wo die formelle Wirtschaft – wie in den Dörfern im Osten Deutschlands nach der »Wende« – plötzlich abgewickelt wird, leidet auch die Subsistenz.

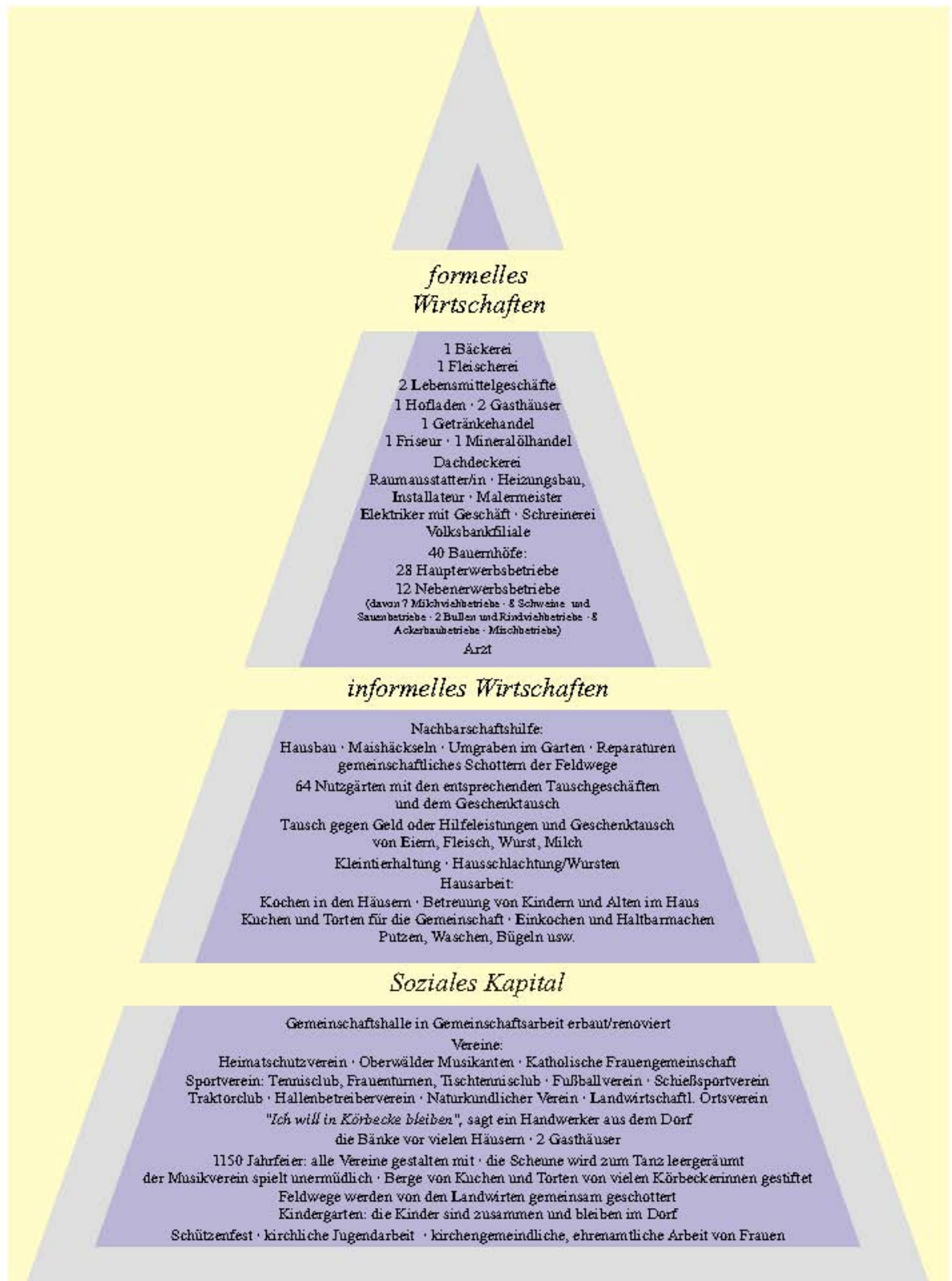
Zwei Dörfer in der Region

Im Allgemeinen werden die Zusammenhänge von gesellschaftlichem Engagement, wirtschaftlicher Entwicklung und regionaler Orientierung gerne übersehen. Das hängt unter anderem mit dem herkömmlichen Ökonomiebegriff zusammen, wonach Ökonomie erst da anfängt, wo sie formell wird. Die andere, verborgene Seite der Ökonomie, die die Voraussetzung für die sichtbare, »richtige« Wirtschaft liefert, bleibt unsichtbar. Das eröffnet einerseits die Möglichkeit der billigen Aneignung, führt aber andererseits dazu, dass sie womöglich ausblutet. Zum Wirtschaften gehören auch die Voraussetzungen des Wirtschaftens. Gerhard Scherhorn spricht davon, dass Marktwirtschaft und Subsistenzwirtschaft ineinander greifen müssen, falls ein Gemeinwesen gedeihen soll, er kritisiert, dass die Subsistenzwirtschaft heutzutage einseitig die Marktwirtschaft subventioniert und dass sich das ändern muss, wenn die gesellschaftliche Entwicklung eine nachhaltige Richtung einschlagen soll.

Wie entscheidend der Teil des Eisbergs unter dem Wasser für die kleine Spitze darüber ist, konnten wir in der Warburger Börde anhand eines Dorfvergleichs sehr gut nachvollziehen.

⁴ Mit der Subsistenzorientierung ist auch ein anderer Lebenstakt, eine andere Ökonomie der Zeit verbunden. Diejenigen Bauern, die ihre Höfe nicht zu Hochleistungsbetrieben aufgerüstet hatten, meist weil die Kinder nicht in die Landwirtschaft einsteigen wollen, scheinen weniger unter dem allgemeinen Zeitstress zu leiden. Sie entziehen sich gewissermaßen der modernen Beschleunigungslogik. In der industriellen Landwirtschaft wird die Zeit fürs Soziale dagegen auch knapp (vgl. dazu Heide Inhetveen 1995). Die Verdichtung der Zeit in der modernen Landwirtschaft war übrigens eine ständige Klage, der wir in der Warburger Börde begegneten. Und trotzdem ist die alte bäuerliche Zeit auch immer noch vorhanden. Versammlungszeiten politischer Veranstaltungen orientieren sich beispielsweise immer noch an den Milchbauern, die um fünf nach Hause müssen.

Lokales Wirtschaften in Körbecke (814 Einwohner)



Die beiden Dörfer, um die es geht, sind annähernd gleich groß (jeweils ca. 800 EinwohnerInnen), beide von Landwirtschaft geprägt, beide liegen am Rand der Warburger Börde, beide

gehören zur Gemeinde Stadt Borgentreich. Aber hinsichtlich Infrastruktur und Engagement gibt es große Unterschiede. Das eine Dorf besitzt ein Gewerbegebiet, aber nur noch einen Bäcker, ein Elektrogeschäft, einen Laden für Metalldesign und Möbel und eine Gaststätte, die an zwei Tagen geschlossen ist. Das andere hat kein Gewerbegebiet, aber zwei Lebensmittelgeschäfte, eine Bäckerei, eine Fleischerei, einen Biohofladen, ein Malerbedarfsgeschäft, eine Schreinerei, eine Dachdeckerei, einen Raumausstatter, einen Heizungsinstallateur, ein Elektrogeschäft, einen Arzt und zwei Gaststätten. In beiden Orten gibt es einen Friseur. In dem einen Dorf wirtschaften auf annähernd gleich großer landwirtschaftlich genutzter Fläche gut ein Viertel mehr Höfe als im anderen, was vor allem auf die doppelt so hohe Zahl an Nebenerwerbsbetrieben zurückgeht (in Dorf A gibt es 23 Haupterwerbsbetriebe und 17 Nebenerwerbsbetriebe gegenüber 20 Haupterwerbsbetrieben und 8 Nebenerwerbsbetrieben in Dorf B).

Zusammengefasst fand sich in dem einen Dorf also eine reichere Infrastruktur als in dem anderen.

In Bezug auf Vereinsstruktur und soziales Engagement stellt sich die Situation ähnlich dar: Zwar ist die Anzahl der Vereine in beiden Orten gleich hoch, aber der Einsatz ist offenbar sehr unterschiedlich. Im Dorf mit der reduzierten Infrastruktur klagen die Vereinsvorsitzenden über mangelnden Zulauf und Beteiligung, symptomatisch ist, dass nur noch alle zwei Jahre ein Schützenfest gefeiert wird. Im Nachbardorf feierte man dagegen gerade mit großem Aufwand die 1150-Jahrfeier und plante gleichzeitig noch das jährliche Schützenfest.

Wir haben uns und die Leute vor Ort natürlich gefragt, wie dieser auffällige Unterschied zustande kommt.

Die Vermutungen lauteten, das hänge mit der tradierten landwirtschaftlichen Struktur und ihren Implikationen fürs Soziale zusammen. In dem einen Dorf seien die landwirtschaftlichen Höfe immer ungefähr gleich groß gewesen, im anderen habe es früh auf der einen Seite sehr reiche und auf der anderen Seite sehr arme Bauern gegeben. Das habe die sozialen dörflichen Beziehungen ungünstig geprägt. Zudem habe man dort schon in den 1960er Jahren auf Schweinemast umgestellt, während das andere Dorf für seine große Zahl an Milchviehbetrieben bekannt war (heute gibt es noch sieben im Dorf, gegenüber vier im anderen). Hier fingen die Bauern erst in den 1970er Jahren an, auf Schweinemast umzustellen, die meisten sogar erst in den 1980er Jahren.

Der Ortslandwirt meint: Milchvieh hält den »Geist der Gegenseitigkeit« länger wach. Bei Milchvieh sei man schon einmal auf die Hilfe des Nachbarn angewiesen. Schweinemast ist eine einsamere Angelegenheit. Milchviehbetriebe können ihren Tierbestand nicht immer weiter aufstocken, irgendwann zwischen 30 und 60 Tieren ist definitiv Schluss. Das ist bei der Schweinemast anders, auch 2000 Tiere kann einer alleine schaffen. Allerdings braucht er dann mehr Fläche wegen der Gülle. D. h. die Schweinemäster treiben die Pachtpreise in die Höhe und erschweren kleinen und Nebenerwerbshöfen das Überleben. Im Milchviehdorf kann sich eher eine differenzierte dörfliche Wirtschaftsstruktur erhalten. Es wird auch mehr Arbeitskraft im Dorf gehalten. In der Milchviehwirtschaft geht die Frau nicht außerhalb arbeiten, sie wird auf dem Hof gebraucht. Das bedeutet, dass auch der Geldkreislauf dörflicher bleibt. Im Dorf verdientes Geld wird eher im Dorf verausgabt, weil der Lebensraum der Menschen eben das Dorf ist.

Die relativ frühe Umstellung mehrerer Betriebe auf Schweinemast im Dorf B scheint einen starken Einschnitt in der dörflichen Entwicklung bedeutet zu haben. Und dabei ist weniger entscheidend, dass die Produktion der Schweine im Hinblick auf den globalisierten Markt erfolgt, das ist bei der Milch nämlich ganz genauso der Fall, als dass die industrielle *Organi-*

sation der Produktion die dörfliche Kultur »globalisiert« hat. Ein Schweinemaststall kann von einer Person gemanagt werden. Den Rest erledigen Computer und Automaten. Die Arbeit im Stall ist fabrikmäßiger, weniger »bäuerlich«, sie entfernt sich von den natürlichen Rhythmen. Die fabrikmäßige Zucht fördert die Konkurrenz, insbesondere was die Verfügung über Pachtland angeht.

Außerdem sind in dem einen Dorf die Bauern früh mit ihren Schweineställen in die Gemarkung gezogen, sie bilden jetzt quasi einen Ring ums Dorf und verhindern, dass das Dorf noch wachsen kann, und die ungenutzten Hofstellen im Kern sorgen für den etwas desintegriert wirkenden Eindruck dieser ländlichen Gemeinde. Das andere Dorf verfügt im Vergleich über die dichtere Bebauung, man ist sich nicht nur sozial, sondern auch räumlich näher. Hier ist ein wichtiger Kern von Produktionsstätten, die zugleich Wohnstätten sind (Höfe, Gasthäuser, Einzelhandelsgeschäfte, Handwerksbetriebe), erhalten geblieben. Manche haben sich sogar neu angesiedelt. Hier gibt es noch mehr an den Ort gebundene Einkommen sichernde wirtschaftliche Aktivitäten. Im anderen Dorf gibt es zwar Arbeitsplätze im Gewerbegebiet, aber die wirken sich offenbar nicht integrierend im Sinne der Dorfgemeinschaft aus.

Seit 1975 sind beide Dörfer nur mehr »Ortsteile« von Borgentreich. Die Gebietsreform⁵ wird immer noch, gut einviertel Jahrhundert später, als traumatische Erfahrung erinnert und als äußerst nachteilig für Gemeinschaft, Identität und Tatkraft eingeschätzt. Die Kontrolle über die dörflichen Einrichtungen gehen den »Ortsteilen« verloren, teilweise werden sie geschlossen, teilweise vom zentralen Ortskern aus bewirtschaftet. Die Sportplätze und die Schützenhalle firmieren nun unter der Regie der zentralen Gemeindeverwaltung und das, obwohl sie in Gemeinschaftsarbeit der DorfbewohnerInnen gebaut worden waren. In Zuge von Haushaltskonsolidierungen wird den »Ortsteilen« neuerdings angeboten, die heruntergewirtschafteten Hallen wieder in Eigenregie zu übernehmen. Dorf A hat diese Chance sofort ergriffen, hier nutzen verschiedenste Vereine, nachdem in freiwilliger Gemeinschaftsarbeit die Schützenhalle mit 70.000 DM saniert wurde, das Haus an sechs Abenden. In Dorf B war man zögerlicher, und hier bleiben die Vereinsaktivitäten trotz »Rückgabe« der Schützenhalle auf mehrere Lokalitäten verteilt, was wiederum eine gewisse Desintegration nach sich zieht.

Man kann nur vermuten, dass sich der größere Gemeinschaftsgeist im Dorf A, der die kleinen Betriebe überleben lässt, der die DorfbewohnerInnen dazu bringt, in »ihren« Geschäften zu kaufen, der Milchwirtschaft geschuldet ist. Aber wir fanden interessant, dass von den DorfbewohnerInnen selbst dieser Zusammenhang zwischen der Qualität ihrer sozialen Beziehungen und dem Bestand bzw. Zustand der lokalen Ökonomie hergestellt wurde (vgl. ausführlich Baier / Bennholdt-Thomsen / Holzer 2005: 183ff).

Vorbild für Nachhaltigkeit

Die dörfliche Gesellschaft und Ökonomie führt schließlich dazu, dass der ländliche Raum insgesamt über diverse Nachhaltigkeitsressourcen verfügt. Das Dorf hat einen Vorsprung oder einen Standortvorteil, wenn es um die nachhaltige Entwicklung von Gesellschaft geht. Hier sind noch Voraussetzungen gegeben, die in der Stadt längst verschwunden sind. Gerhard Henkel verweist in diesem Zusammenhang u.a. auf übrig gebliebene oder der Tradition wegen gepflegte »ökologische Nachhaltigkeitskerne« wie Mühlen, Wasserkraftwerke und Vermarktungsstrukturen, die wieder aktivierbar sind, auf Zonen traditioneller Nachhaltigkeit in den Bereichen Erneuerbare Energie, Landwirtschaft, Holzwirtschaft, Bauen, Heizen, Recycling, auf das Vorhandensein von Erfahrungswissen und Wissen um alte Techniken, auf tradi-

⁵ Die Neugliederung bedeutet eine dramatische Zerstörung der Allmende (Verlust der Gemeinschaftsgüter Schwimmhalle, Sportplatz, Schule, Wasserversorgung) und einen ebenso dramatischen Demokratieverlust.

tionelle Vergemeinschaftungsformen, vorhandene nachhaltige Ansätze in Handwerk, Landwirtschaft und »Hobbywirtschaft« sowie Übung im Kampf gegen infrastrukturelle Ausdünnung (2004: 379ff).

Auch in der Diskussion um neue Wohlstandsmodelle könnte das Land zweifellos eine Vorbildfunktion haben. Es gibt hier viele Menschen, die einen wenig(er) konsumintensiven Lebensstil mit hoher Lebensqualität verbinden. Es *gibt* die Verweigerer der Konsumgesellschaft, sagt die Journalistin Tanja Busse, die selbst auf dem Land (in Höxter) aufgewachsen ist: »Die meisten Theoretiker des Konsums nehmen sie nur nicht wahr, weil sie selbst in den Metropolen leben und dort die Konsum- oder Konsumrebellen-Avantgarde und ihre Nachläufer betrachten. Dabei übersehen sie die unscheinbaren alten Leute auf dem Land, die beim Konsumieren einfach nicht mitmachen, ohne dass sie sich jemals als Konsumkritiker bezeichnet hätten. Einfach, weil sie ihre Sachen so weitermachen, wie sie es immer getan haben, aus einer Mischung aus Geldmangel, Selbstgenügsamkeit und Tradition (Busse 2008:32).

Tanja Busse sieht die bäuerliche Wirtschafts- und Lebensweise als eine der letzten Refugien, in die der Konsumismus nur hereingetröpfelt ist und meint, »sie könnte vielleicht als Gegenentwurf gelten für diejenigen, denen das Leben in einer rasant sich verändernden und Anpassung erfordernden globalisierten Wirtschaftswelt nicht gefällt« (Busse 2008: 108).

Regionalisierung

Das Dorf bietet auch besondere Möglichkeiten für Regionalisierungsstrategien: Dass zu einer nachhaltigeren Wirtschaftsweise die Bemühung gehört, wieder mehr regional zu wirtschaften, ist evident. Zunächst, weil so die diversen Transportkosten nicht anfallen, aber auch, weil man in einem überschaubaren Gebiet einen anderen Überblick darüber behält, welche Kosten bei Produktion, Verarbeitung und Konsum jeweils entstehen, und man auch eine höhere Motivation hat, diese Kosten möglichst zu minimieren.

In Borgentreich, vielmehr *in Bördeland und Diemeltal*, ist in den 1990er Jahren eine Bürgerinitiative entstanden, die die Einrichtung einer geplanten Giftmülldeponie zu verhindern wusste. Diese Bürgerinitiative besteht bis heute, das Engagement *gegen* die Deponie wurde zum Engagement *für* die Region. Die lokale Entwicklung schließt sich damit an andere ähnliche andernorts an. Überall in Deutschland werden inzwischen Regionalisierungsbewegungen gegründet. Die Regionalisierung von Produktion und Konsum gilt den AktivistInnen als Möglichkeit, Arbeitsplätze in der Region zu schaffen bzw. zu erhalten, die Wertschöpfung zu verbessern, die Flucht aus dem Dorf zu stoppen. Sprich die Regionalisierung wird als entscheidender Schritt hin zu mehr ökologischer, sozialer und ökonomischer Nachhaltigkeit gesehen.⁶

Zwar hat sich die überkommene lokale Ökonomie in den 1970er Jahren durch die Vorgaben der Agrarpolitik, durch die Maschinisierung, durch die entstehende Mobilität in den Weltmarkt integriert und dadurch aufgelöst (vgl. Müller 1998), aber die lokale Ökonomie entsteht auch immer wieder neu. Es werden auch wieder neue Dorfläden auf dem Land eröffnet. Es werden Bauernmärkte reaktiviert, Wirtschaftsstammtische gegründet, es ergeben sich interessante Kooperationen: Gastwirt plus Biobauer ergibt z. B. biologisches Speiseeis im Dorfrestaurant. Die Belebung der lokalen Wirtschaft ist nicht selten das Ergebnis des Engagements einzelner Gewerbetreibender, denen das Wohlergehen ihres Dorf am Herzen liegt. Die Biobauern und Bio-Großhändler Engemann in Eissen führen auf ihrem Hof einen Laden, der sich,

⁶ Der *Tag der Regionen*, der mittlerweile bundesweit stattfindet, wird für Nordrhein-Westfalen von Borgentreich aus organisiert. Dieses Jahr fand das Bundestreffen der Regionalbewegung, von der Borgentreicher Bürgerinitiative unterstützt, in Warburg statt.

wie sie sagen, niemals rechnen wird. Aber weil das Dorf ihr Standort ist, sollen sich ihre wirtschaftlichen Aktivitäten auch in ihrem Dorf widerspiegeln.

Manche Dörfer begeben sich »auf den Weg in die Energieautarkie«⁷. Eines dieser Dörfer ist Amelunxen (Kreis Höxter), hier haben einige DorfbewohnerInnen die Initiative ergriffen, um eine Biogasanlage zu bauen, und sie haben schon 1,8 Millionen Euro für diesen Plan zusammengebracht und fast die Hälfte der Haushalte auf ihrer Seite.

Andere Dörfer versuchen sich im Tourismusgewerbe. Der Landfrauenverband bemüht sich um ein funktionierendes Geflecht von Hofladen, Gaststätten, Touristenführer. Es werden neue Vermarktungsformen regionaler Produkte erprobt: hier ist auch das Internet mit von der Partie. Auf dem Bundestreffen der Regionalbewegung im Mai 2008 in Warburg verkaufte auch eine Frau, die aus Sachsen in die Börde gezogen war und sich vom neuen Lebensgefährten gleich ein Stück Acker erbeten hatte, ihre regionalen Produkte. Sie baut Kürbisse an, in allen Farben und Formen und verarbeitet das Gemüse zu schmackhaften Marmeladen und Chutneys. Nach anfänglicher Skepsis hat sie längst auch unter den alteingesessenen Landfrauen ihre Stammkundinnen. Aber vor allem vertreibt sie mit Hilfe ihrer Tochter ihre Produkte übers Netz.

Es ist klar, dass insbesondere eine Konsolidierung der regionalen Versorgung mit Lebensmitteln ein Ausgangspunkt für ein insgesamt wieder mehr regional ausgerichtetes Wirtschaften sein muss, zumal hier noch besonders viele Ansätze zu finden sind, die man aufgreifen kann. Sogar in der Warburger Börde, wo die Schweineproduktion so offensichtlich auf überregionale Märkte ausgerichtet ist⁸, gibt es auch einen lokalen Schweinezyklus. Es gibt noch die kleineren landwirtschaftlichen Betriebe mit relativ wenigen, meist auf Stroh gehaltenen Schweinen, die von den örtlichen Metzgern wegen der höheren Fleischqualität sehr gerne genommen werden. Es gibt mitunter zwischen Mäster und Metzger auch Absprachen, was die Fütterung angeht. Für die regionale Spezialität, die Mettwurst, benötigt man ohnehin eher das Fleisch von älteren Schweinen, hier gibt es spezielle Geschäftsbeziehungen zwischen Ferkelzüchtern und Metzgereien, die bevorzugt die Alt-Sauen abnehmen.

Es gab 2002 im Kreis Höxter 90 handwerkliche Fleischereien, während in Bielefeld nur noch 47 zu finden waren. Und in Bielefeld leben rund 300.000 EinwohnerInnen, also ungefähr doppelt so viele wie im Kreis Höxter.

Wir denken, dass das mit der Tradition der Hausschlachtungen zu tun hat. Da, wo noch selber geschlachtet wird, geht man eher in die Metzgerei als in den Supermarkt. Das ist nicht einmal unbedingt Resultat des bewussten Entschlusses, sich regional orientieren zu wollen. Es ist schlicht die Überzeugung, dass das Fleisch vom Metzger besser ist als das, was es im Supermarkt zu kaufen gibt. Beim Metzger weiß man eher, wo das Fleisch herkommt, das dort in den Auslagen liegt; jedenfalls solange es noch einen Schlachthof in erreichbarer Nähe gibt. Beim örtlichen Metzger schmeckt die Wurst auch noch am ehesten hausgemacht. Teilweise kommt natürlich hinzu, dass man Metzger und Metzgerin kennt, aus diesem Verein oder jenem Kegelclub, und sich auch sozial verpflichtet fühlt, bei ihnen einzukaufen.

Bedauerlich ist indes, dass es die kleinen Bauern, das Schwein vom Stroh, die Hausschlachtungen etc. im Bewusstsein der Leute immer alles nur »noch« gibt. Das kleine Wirtschaften, das informelle, das vor allem der Versorgung der Leute vor Ort dient, gilt als Auslaufmodell

⁷ Überschrift eines Vortrags auf dem Bundestreffen der Regionalbewegung 18-20.4.2008 in Warburg/ Westfalen.

⁸ Seit den 1980er Jahren hat sich die Warburger Börde zu einer ausgesprochenen Schweineregion entwickelt, man sprach sogar schon vor Ort, wenn auch hinter vorgehaltener Hand, von einem »zweiten Vechta«.

und als der Rede nicht wert. Die Einschätzung, dass nur das Große Wirtschaften, das auf Geld, Markt und Betriebsökonomie ausgerichtete Wirtschaften richtiges, zukunftsträchtiges Wirtschaften ist, ist für den regionalen Gedanken selbstredend nicht sehr förderlich. Die Kinder werden das nicht weitermachen, heißt es. Kein Wunder, kann man da nur sagen, wenn es permanent klein geredet wird.

Der explizit formulierte Wirtschaftsdiskurs der Menschen vor Ort ist in der Warburger Börde von der Maximierungswirtschaftlichen Rede beherrscht. Es heißt: Eine Chance haben nur die, die wachsen. Der Verbraucher interessiert sich nur für niedrige Preise. Bio ist nur eine Nische. Alles Glaubenssätze, die sich natürlich auch bei allen alltäglichen kleineren und größeren wirtschaftlichen Entscheidungen auswirken. Eine andere Rede würde womöglich auch eine andere Praxis nach sich ziehen, zumal sie ja durchaus vorhanden ist.

Wir haben uns mit und in dem Forschungsprojekt deshalb darum bemüht, den Leuten eine Stimme geben, die sich bewusst oder unbewusst für eine andere als die Wachstumsrationalität entschieden haben. Die keineswegs den Weg zurück suchen, aber auch nicht glauben, das Heil läge darin, immer nur so weiterzumachen wie bisher, wo das Kleine dem Großen weichen muss; u. E. sind sie es vor allem, die den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Mehrwert des Dorfes erhalten:

Der Lagerarbeiter, der sich bewusst gegen einen beruflichen Aufstieg entscheidet, obwohl die neue Stelle ihm eine finanzielle Besserstellung beschert hätte. Seine Lebensqualität würde, so sieht seine Rechnung aus, nämlich erheblich leiden. Er müsste häufiger Überstunden machen und hätte weniger Zeit für seine Familie, seine Kleintierhaltung und seine Vereinsaktivitäten. Mehr Geld würde für ihn keine Verbesserung bedeuten, im Gegenteil. Unter dem Strich steht er sich mit seiner Entscheidung womöglich sogar »wirtschaftlich« besser. Ob die Gehaltserhöhung es ihm ermöglicht hätte, die Fleischqualität, über die er momentan verfügt, dann käuflich zu erwerben, ist fraglich. Auf jeden Fall hätte er an Eigenständigkeit und Selbstversorgungsvermögen eingebüßt, hätte sich abhängiger vom Geldeinkommen gemacht.

Die Bäuerin, die dafür sorgt, dass die Sauen nicht abgeschafft werden, obwohl das gegen die Maßgabe verstößt, sich möglichst wenig Arbeit zu machen. Sie erhält sich so ihren eigenen Bereich auf dem Hof. Oft ist ein Hof, der offiziell als »Nebenerwerbsbetrieb« gilt, weil der Mann einer Lohnarbeit nachgeht, der Haupterwerb der Frau. – Die Tendenz zur ausschließlichen Schweinemast ist auch deshalb so problematisch, weil sie die Frauen vom Hof verdrängt bzw. zu Aushilfskräften macht.

Der Vereinsvorsitzende, für den es selbstverständlich ist, dass das Bier auf dem Fest aus Warburg kommt: »*Dass die Kollegen da auch Arbeit haben*«, und der das Fleisch für die Vereins-sitzung natürlich beim örtlichen Fleischer bestellt.

Die Frau, die den klassischen Bäuerinnenplatz auf ihrem Hof neu besetzt, die die landwirtschaftlichen Produkte weiterverarbeitet und selbst vermarktet. Die stolz konstatiert, dass sie damit »*so viel wie andere Frauen mit einer Halbtagsstelle*« verdient, der es nichts ausmacht, dass sie »*allerdings auch doppelt so viel arbeitet*«, weil sie die Art der Arbeit so sehr schätzt: »*Ich bin ja zuhause, ich kann die Arbeit auch mal unterbrechen oder liegen lassen, es ist schon anders, als würde ich arbeiten gehen*«.

Der Schweinemäster, der seine Tiere in der Region verkauft, der sie länger mästet und damit Qualität produziert, an der den örtlichen Fleischern gelegen ist. Der so handelt, weil er damit besser verdient. Dem aber offensichtlich auch gefällt, die Vermarktung selbst in der Hand zu haben und vom Monopolisten der Region unabhängiger zu sein.

Die Frauen, die auf den Höfen und Gärten weiter ihre Hühner halten, auch wenn ihre Männer sagen, sie sollten die Eier doch lieber in der Apotheke kaufen; die neue Erwerbsmöglichkeiten auf ihren Höfen entdecken, Kindergeburtsstage ausrichten, Hunde hüten, Käse erzeugen.

Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie vorgeblich unwirtschaftlich wirtschaften. Dass sie umsonst oder für wenig Geld arbeiten. Ihnen allen gemeinsam ist, dass sie *anders* rechnen. Nicht nur das Geld in der Kasse, sondern auch die Arbeitsqualität. Sie sind überzeugt, dass sich Lebensqualität nicht nach Geld bemisst, sondern dass die Eigenständigkeit in der wirtschaftlichen Tätigkeit ein nicht zu unterschätzender Wert ist. Dass es überhaupt darum geht, das Eigene zu schätzen. Dass dörfliche Gemeinschaft ein hoher Wert ist. Dass die sich nicht von alleine herstellt, dass es Menschen braucht, die sich ihrer annehmen.

Das Dorf gibt es, weil es z. B. die Bäuerin und den Bauern gibt, die – notfalls gegen die Empfehlung der Landwirtschaftskammer – an ihrem mittleren Mischbetrieb festhalten, um sich nicht zu sehr zu verschulden und dann zuviel für das Abtragen der Zinsen arbeiten zu müssen. Denen es wichtig ist, dass sie auch noch die Zeit haben, sich um Dorfangelegenheiten zu kümmern.

Das Dorf gibt es, weil es den Handwerker gibt, der nie aus seinem Ort weg wollte – nicht mal ins Gewerbegebiet –, weil ihm die Art der Arbeit wichtiger ist als die Auftragslage.

Das Dorf gibt es, weil es die Kuchenkultur gibt, weil es die Frauen gibt, die zu allen möglichen Gelegenheiten Torten backen und damit die Vereinskassen füllen wie zur Festkultur beitragen.

Das Dorf gibt es, weil es den Metzger gibt, der trotz BSE-Krise ein kleines eigenes Schlachthaus baut, um sich von der Geschäftspolitik des Westfleisch-Konzerns unabhängig zu machen.

Dass es in ihrem ureigenen Interesse ist, die kleinen Handwerker und Läden vor Ort zu erhalten, haben schon viele bemerkt. Die Leute finden es schade, wenn noch das letzte Lebensmittelgeschäft vor Ort schließt. Weil man die kommunikativen Orte braucht, ganz abgesehen von der Bequemlichkeit, die ein Geschäft in der Nachbarschaft bedeutet. Immer mehr Menschen merken, dass es eine Frage von Lebensqualität ist, ob man sich die Milch im Dorf besorgen, die Waschmaschine vor Ort reklamieren kann, ob man den Handwerker kennt oder nicht. Selbst wenn im Moment der Trend immer noch in Richtung Supermarkt weist, kann die Regionalisierungsbewegung doch an kulturell spezifische Momente anknüpfen, um Wirtschaften wieder nachhaltiger zu gestalten. Vermutlich deshalb hat sie auf dem Land beachtliche Erfolge aufzuweisen. Vielleicht gelingt es ihr ja, den gesellschaftlichen und ökonomischen Mehrwert des Dorfes zu erhalten.

Literatur

Baier, Andrea; Bennholdt-Thomsen; Veronika, Holzer, Brigitte (2005). Ohne Menschen keine Wirtschaft. Oder: Wie gesellschaftlicher Reichtum entsteht. Berichte aus einer ländlichen Region in Ostwestfalen. München

Baier, Andrea; Müller, Christa; Werner, Karin (2007). Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München

Bennholdt-Thomsen, Veronika (2002). Die dörflich-bäuerliche Kultur in der Warburger Börde: Verschüttete Quelle einer eigenständigen regionalen Ökonomie? In: Meyer-

- Renschhausen, Elisabeth; Müller, Renate; Becker, Petra: Die Gärten der Frauen. Zur sozialen Bedeutung von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land weltweit, Herbolzheim, 59-70
- Sebastian Braun (2002). Soziales Kapital, sozialer Zusammenhalt und soziale Ungleichheit. Integrationsdiskurse zwischen Hyperindividualismus und der Abdankung des Staates. In: Politik und Zeitgeschichte 29-30
- Helmbrecht, Michael (2005). Erosion des »Sozialkapitals«? Eine kritische Diskussion der Thesen Robert D. Putnams. Bielefeld
- Henkel, Gerhard (2004). Der Ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland, Studienbücher der Geographie. Berlin, Stuttgart
- Heide Inhetveen (1995). Bäuerliche Lebensformen in der Industriegesellschaft. In: Politische Ökologie, Sonderheft 8, 176-186
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth (1998): Erwerbslosigkeit, zerfallende Dorfgemeinschaften und die Rolle der Subsistenzwirtschaft – die Marienthal-Studie als Gruppenunternehmen. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 46, Heft 1, 60-76
- Müller, Christa (1998). Von der lokalen Ökonomie zum globalisierten Dorf. Bäuerliche Überlebensstrategien zwischen Weltmarktintegration und Regionalisierung. Frankfurt a.M./ New York
- Putnam, Robert D. (Hrsg.) (2001). Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh
- Scherhorn, Gerhard (1999). Die andere Arbeit. Untersuchungen über Eigenarbeit und Subsistenz. Forschungsprojekt der Hans Böckler Stiftung am Wuppertal Institut. Köln und Wuppertal